

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

13.3.1921 (No. 11)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 11



13. März 1921

Hans Natonek / Schöpferische Bildung.

Ein junger Arbeiter kam zu mir, einer von jenen, die sich berufen fühlen und empor wollen. Daß er auch dichtet, weit besser dichtet als mancher begabte Gymnasiast, der unter literarischen Vorbildern aufgewachsen ist, mag nebensächlich sein. Weit wichtiger ist dies, daß er mit großen, fiebernden, unwissenden Augen ins Leben blickt und sich angefangen des geistigen Reichthums der Welt so grenzenlos arm und hilflos vorkommt. Er zittert nach Wissensnahrung, und doch sind seine Hände zu ungeschickt, sie zu greifen. Mit zwanzig Jahren ist er erwacht, hat seine Augen aufgeschlagen und fühlt nun, wie dunkel es um ihn ist. Er fühlt, daß die anderen, die unter günstigeren Bedingungen aufgewachsen sind, einen Riesenvorsprung haben, und muß daran verzweifeln, ihn je einzuholen.

So, von Verzweiflung erfüllt, kam dieser junge Mensch zu mir. Es sei eine schreiende Ungerechtigkeit, so meinte er in jugendlichem Ungefühle, daß vielfach jene, die vielleicht garnicht den besten Gebrauch davon zu machen vermögen, sich mit Wissen- und Bildungsfülle sättigen, weil sie von klein auf alle Möglichkeiten, alle Mittel und vor allem ungenutzte Zeit hatten, an ihrer Bildung zu arbeiten. Es sei ähnlich wie mit dem Gelde: wer den besten, den geistigsten Gebrauch davon machen würde, der hat es oft nicht, und wer es hat, macht nicht diesen geistigen Gebrauch davon. Na, er wolle auch Geld, unendlich viel Geld, aber nur, um alle großen Gedanken, die je gedacht, alle erhabenen Werke, die je geschaffen worden sind, in sich aufnehmen zu können.

Hier rechte sich sein Selbstbewußtsein riesengroß. Er überschätzte die Tiefe seiner Armut, aber auch die inneren Möglichkeiten der „Bildung“. Bildung — das war für ihn das Zauberwort, bei dem alle Tore des Lebens aufsprangen. Dabei übersah er in der Blindheit seines ersten Sehens, daß er in seinem heißen Drang das erste Tor bereits eingerannt hatte.

Denn wichtiger als Bildung ist der Hunger nach ihr. — Einen Prunkkasten aus Glas mit Kostbarkeiten und Raritäten zu füllen, damit der Besitzer seine snobistische Freude daran habe, ist ohne Verdienst und Wert. Schade um den Reichtum an falschem Ort. Wie häufig aber ist Bildung nichts anderes als ein solcher Prunkkasten. Zehn Bücher in einer Arbeiterstube können einen höheren Bildungswert haben als die kostbarste Bibliothek, die mühselos errungen und erlesen ist und daher nur Prunkkasten bleibt. Bildung kann nicht anders einen inneren Sinn erhalten, als wenn sie langsam erworben wird. Was mühelos in den Schoß fällt, ist Wissensplunder, angenehmer Luxus, im besten Fall Material und Voraussetzung für eine gehobene Berufstätigkeit. Deshalb wiegen die zehn Bücher, durch die sich ein Taschender, ein Arbeiter durchgekämpft hat, eine Bibliothek auf, in der ein Überfüllter in der Fülle seiner Ruhezeit klüffert.

Ich bemühte mich, Ähnliches dem jungen Arbeiter begreiflich zu machen. Denn ich sah, wie ihn die ungeheure Bildungsquantität, an die er nicht heranzukommen wußte, zugleich nutzlos und verbittert machte. Das ist ja das Typische bei allen denen, deren Bildungs-

hunger so groß ist wie ihre Wissensarmut, daß sie Wissen und Bildung gleichsetzen und daß ihnen die Quantität der Bücher und Kunstwerke, die sie nicht kennen, ungeheurer imponiert.

Was sollte ich dem jungen Menschen raten? Vor allem schien es mir notwendig, sein Selbstvertrauen zu stärken und seinen riesenhaften Respekt vor dem Wissensmaterial einzudämmen; ihm klarzumachen, daß es nicht auf den Besitz an „Bildung“, sondern auf den Weg zur Bildung ankomme. Der Reichtum an Wissen, der nicht in das Fleisch und Blut einer Persönlichkeit eingeht, macht starr; aber Bildung — schon das Wort sagt es — ist kein Zustand, sondern ein ewiges Werden, ein Vorgang, der das Wesentliche im Menschen gestaltet und umbildet. Wissen ohne Persönlichkeit — was wäre das? Aber Persönlichkeit, auch wenn sie infolge unglücklicher Umstände nicht an den offiziellen Tränken der Bildung gestanden hat — daraus könnte etwas zu machen sein! Und mit einer solchen Persönlichkeit hätte ich es zu tun. Sie in die Volkshochschulen und Bildungskurse schicken? Immerhin, aber mit einer gewissen, skeptischen Zurückhaltung. Überschätzung der Tatsachen, der Voraussetzungen, das wäre mir ein schlechter Anfang eines Bildungsganges. Unwissenheit, Unberühtheit von aller zivilisatorischen Bildungssphäre und -läge ist ein zartes Rohmaterial, das man mit Büchern leicht totschmeißen kann. Also um Gotteswillen sich nur nicht dummlernen in dem rührenden Eifer, mit einem Anstich nun alles nachholen zu wollen! Ich machte dem jungen Menschen begreiflich, daß sein Zustand der Unberühtheit wertvolle Bildungsmöglichkeiten in sich birgt. Denn jeder Gedanke, den er denkt, ist sein urtümlichster Besitz, die Art seines Sprechens und Betrachtens ist erstmalig und unverbildet von aller fremden Sprech- und Betrachtungsweise. Die großen, ewigen Bildungsquellen: Empfinden, Denken, Mutter's Liebe sind jedem normalen Menschen gegeben; und wohl dem Reichen, der sie sich rein bewahrt hat und sich ihrer freudig bewußt wird. Sich bewußt werden, wie reich gebildet man ist, indem man sich des Besitzes freut und ihn gebraucht; das überhaupt ist Grundlage und Ursprung aller Bildung.

Viel zu sehr hat der Bildungstrieb diesen Ursprung verdrängt. Wir denken mit fremdem Geist und schauen mit fremden Augen und nennen es Bildung. Aber nur, was den Weg zu uns selbst frei macht, verdient diesen Namen. Die Häufung von Wissen kann uns dazu verhelfen, ist aber so wenig wesentlich wie der Besitz von Geld für die Freiheit des Menschen. Sehen wir uns doch die Vielwisserei näher an; nur dem souveränen Geist frommt sie, nur er baut aus Wissensstäben neue Welten. Der Durchschnit wird zum Sklaven des angekauften Materials, sein Gehirn zum Bettelkasten; was er der größte Polyhistor sein, er bleibt doch nur Famulus des kaufmännischen Geistes, ein trodener Schleicher, eine Patte in den Kornkammern der Wissenschaft, die ihn nicht beglückt. Wiederum ist die Parallele zwischen Wissensstücken und Geldbesitz vollkommen. Beides macht nur den völlig frei, der schon die Anlage zur Freiheit in sich trug; die andern beherrschen das Material nicht, sondern werden von ihm be-

herrscht. Alles Wissen ist letzten Endes nur von zweitrangiger Bedeutung; es hilft wohl dem schöpferischen Kopf, aber es macht ihn nicht.

Mich leitete, als ich all dies dem jungen Arbeiter klarzumachen suchte, die Absicht, ihm Mut und Selbstvertrauen einzuschüßen, war mir aber dabei unversehens selbst klar geworden, daß er gar keinen Grund zur Mutlosigkeit habe. Er fühlt Dichtertum in sich rumoren — nun wohl, dann kann er garnicht unbelesen genug sein. Umso reiner wird sich sein Eigenstes offenbaren. Soll man einen solchen jungen Menschen, fast ein Naturkind, in Literatur eintauchen bis über die Ohren? Was wäre das Ergebnis? Im besten Fall ein Literat. Solchen Triumphs mag sich der Bildungseifer freuen; ich sehe keinen Gewinn darin, wenn man die Unberührtheit, die auf ihre Art schöpferisch sein kann, mit dem bekannten Rüstzeug der Bildung austauscht.

Natürlich hat das hier Gesagte vor allem nur für den Bildungsgang des Schöpferischen Geltung, der eine Ausnahme ist und sich in jedem Falle selbst seine Regel schafft. Er hat die Gabe, mit einem Minimum auszukommen, und je weniger er gelesen hat, umso mehr muß er sich mit eigenem Denken behelfen. Der schöpferische Kopf ohne zureichende Wissensgrundlage wird sich auf seine Art durch die Denkergebnisse vergangener Perioden durcharbeiten; er wird originell sein, weil er ja von keinen Autoritäten abhängt, aber auch unoriginell, weil er Resultate festhalten wird, von denen er nicht weiß, daß sie längst schon vorhanden sind. Er wird so das Glück genießen, daß die Welt durch sein Denken und Schaffen immer lichter wird, und es wird ihm bittere Enttäuschung nicht erspart bleiben, wenn er erfährt, daß dieses Licht schon längst vor seinem Denken in der Welt war. Das ist nun einmal das Schicksal der Selbstdenker. Effektiver wissen es geschieht zu umgehen. Wer sehr viel gelesen hat, wird es vermeiden, die schon vorhandenen Bücher noch einmal zu schreiben. Vom Selbst-

denker könnte man fast behaupten, daß er die Bücher schreibt, die er nicht gelesen hat. Er gelangt auf eigene Faust zu bereits bekannten Ergebnissen; er scheint also unoriginell, ist es aber nicht. Der Effektiver führt vorhandene Ergebnisse, zu denen er sich nur durchzulesen brauchte, weiter und gewinnt so leicht den Anschein der Originalität.

Ist mein Freund, der junge Arbeiter, ein schöpferischer Mensch, wie es nach manchen Anzeichen zu hoffen ist, dann bedarf es kaum eines Bildungsplans, und wenn ihm genügend Zeit gelassen ist, sich ruhig zu entwickeln, ist alles getan. Denn der Begabte bildet sich, indem er sich entwickelt; und mag ihn jetzt auch das Bildungsfieber noch so wild schütteln, mag er sich noch so tief in Bücher vergraben — ein guter Instinkt wird ihn schon rechtzeitig wieder zurückreißen.

Mit diesem ungebildeten (noch nicht gebildeten) Schöpferischen ist aber auch dem nach Bildung verlangenden Durchschnitt ein Weg gezeigt. Nicht in der billigen Erraffung von Wissensmaterial liegt ein Bildungsgewinn, sondern im allmählichen Klarwerden jedes Einzelnen über sich und die Welt. Um dieses Ziel zu erreichen, braucht man nur die drei großen Gaben, die jedem, auch dem ärmsten Menschen zugeteilt sind: Fühlen, Denken und Sprechen, zu verfeinern und besser gebrauchen zu lernen. Ein Mittel — aber nur eines unter den sehr vielen — um diese Gaben zu heben, ist die Erwerbung von Wissenstafeln. Mindestens so wichtig wie diese, die man leider zu allernächst und fast ausschließlich mit dem Begriff Bildung verbindet, ist aber die Ursprünglichkeit. Und solange das Wissen über-schätzt und die Pflege des Ursprünglichen vernachlässigt wird, sind wir dem wahren Bildungsideal, das den ganzen Menschen umfaßt, noch recht fern.

Arth. Böhtlingk / Erläuterungen zu Goethe's Faust. Fausts Rettung und Himmelfahrt.

Der Faust, der auf Grund seines Paktes mit Mephistopheles sich von diesem in den Auerbach'schen Keller, in die Gegend, auf den Bloßberg führen ließ, der, mit dem Gegen-trank im Leibe, Helene in jedem Weibe sah, der Gretchen's Mutter vergiftet, ihren Bruder niedergeschossen, sie selbst zur Mutter- und Kindesmörderin gemacht, dem Henker überliefert hat, war nicht zu retten. Er ging in der Hölle seines bösen Gewissens unter. Die über alles Geliebte, die er vergeblich aus dem Kerker zu befreien versuchte, rief dem Blutspecker zu: „Heinrich, mir graut vor dir!“ Er selbst stöhnte: „O, wär' ich nie geboren!“

Um diesen Faust des Ersten Teils aus der Hölle, in die er geraten, zu retten, hat Goethe, mitten in diese Grotte hinein, nachträglich einen und Gedankengänge eingeschaltet, die das finstere Gewölbe, das sich über dem Haupte des Schwersüchtigen zusammengeballt hat, wie unerwartete Sonnenstrahlen durchbrechen, aus der Hölle in den Himmel weisen. Dahin gehört vor allem die Ofternacht, da Faust die Giftschale an die Lippen setzt, um die irdische Hülle abzustreifen und auf neuer Bahn durchzudringen, „zu neuen Sphären reiner Tätigkeit“.

Dies hohe Leben diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienstest du?

Auf solche Fahrt direkt in den offenen Himmel hinein ver-zichtete Faust jedoch. Die Ofterglöden ertönen, ein Engelchor feierte den vom Tode am Kreuze Auferstandenen, da überkamen den Reumüthigen seine reinsten, seligsten Jugendgefühle, da „in ernster Sabbatstille, der Himmelsliebe Ruß“ auf ihn herabstürzte.

„Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.“

Und er warf sich von neuem in den Lebensstrudel.

Neulich noch einmal, als er an der Seite Wagners die Sonne unterstinken sieht und „der neue Trieb“ in ihm erwacht, der ihn fortreibt, „ihr ewiges Licht zu trinken“. Da er, von diesem Gang am Oftertage heimkehrend, seine Studierstube betritt, erwacht in ihm die „bessere Seele“, entschlafen „die wilden Triebe“ „mit jedem ungestümen Tun“, regt sich die „Menschen- und Gottesliebe“ so mächtig in ihm, daß er, nach Offenbarung dürstend, die Bibel, das neue Testament, in welchem sie „am schönsten brennt“, aufschlägt und sich darein vertieft. Erst das Knurren und Heulen des mitgebrachten, geheimnisvollen, schwarzen Pudels führt ihn der „schwarzen Schar“, den Hölle-geistern zu. Da erst tritt Mephisto auf den Plan.

In dieser Seelenstimmung schließt er den Pakt mit Mephistopheles, dem Teufel. Der Pakt besiegelt indes nur die Wette, die Mephisto mit dem lieben Herrgott selbst eingegangen ist. Faust, der nicht aufgehört hat, nach der Menschheit Krone zu streben, verspricht nur, was das Streben seiner ganzen Kraft ist. Gelingt es Mephisto nicht, ihn durch Genuß zu betrügen,

legt er sich nicht beruhigt auf ein Faulbett, hört er, mit andern Worten, nicht auf, nach dem Höchsten zu ringen, so hat Mephisto die Wette verloren, ist Faustens Seele gerettet.

Goethe hat in seiner Dichtung nie gegeben, als was er zur gegebenen Stunde selbst war. Der erste Teil des Faust, genauer das Fragment desselben, wurzelt in dem Sturm und Drang seiner Jünglingsjahre. Als er die Dichtung 1797 frisch aufgriff, stand er auf der Höhe seiner reifen Mannesjahre. Dank der ihm durch die Geistesgemeinschaft mit Schiller gewordenen Anregung war ein neuer Dichterfrühling über ihn gekommen. Mit Hermann und Dorothea, dem deutschen Stoff in homerischer Form, hatte er als Dichter wieder festen Boden gewonnen, war er wieder ganz Dichter geworden, der zu sein, nach seinem eigenen Bekenntnis, er fast aufgehört hatte.

Die Neukonzeption seines Faust kam einer Neudichtung gleich. Indem er sich dabei mit seinem Heros identifizierte, ihn nach seinem Bilde formte, ward dieser Künster seiner eigenen Ideale, ward Faust zum Dichter und Priester, als welchen sich Goethe selbst empfand. Zum Gegenstande dieses seines Lebensgedichtes machte er sein Selbst, seine Dichtkunst und Weltanschauung wurden dessen Inhalt.

Hierbei ist ihm unverkennbar Shakespeare mit seinem „Sturm“ vorbildlich geworden, und dies sowohl nach Inhalt wie nach Form. Hat doch der „Sturm“ (richtiger „Gewittersturm“) des großen Briten dessen Dramatik und damit Dichtkunst zum Gegenstande und Inhalt; ist doch Prospero, der Zauberer als Dichter, oder der Dichter als Zauberer, Shakespeare selbst, der ihm so dienstfertige Lustgeist Ariel, seine dichterische Phantasie, die ihm seine Wunderkraft verleiht, mit der er nach Belieben den Sturm entfesselt oder beilegt, der ihm seine mächtigsten Feinde als willenlose Werkzeuge, gleich Drahtpuppen in die Hand spielt, es ihm ermöglicht, selbst Gräber zu erschließen und Tote frisch ins Leben zu rufen, die ihm mit einem Worte zum geistigen Souverän der Souveräne macht. Mit Schiller hatte sich Goethe dahin verständigt, daß alle Dichtung Sinnbild und damit Traumgebilde oder Vision sein müsse, sie sollte, alle Erdenischwece überwindend und abstreifend, im Aether so leicht und sicher dahinschweben wie — Shakespeares Ariel.

Die Identifizierung mit Shakespeare als Prospero lag dem Faustdichter um so näher, als Prospero doch der Wirkliche, geradenwegs Faustus heißt.

Das Ideal der Dichtkunst aber war Goethen noch so sehr das klassische Griechentum, daß auch das „barbarische Gedicht“, wie er seinen Faust immer wieder nennt, darin gipfeln mußte. Damit war ihm die Vermählung Fausts mit der Helena, als die vollendetste Verkörperung, beziehentlich Verfinnlichung griechischer Formschönheit gegeben. Auf diesen Gipfel sollte ursprünglich beim Aufbau der Dichtung alles hinweisen, von ihm alles ausströmen. Von diesem Ideal war Goethe zur Zeit

so erfüllt, es flammte so mächtig in ihm auf und brannte ihm so auf der Lippe, daß er sich alsbald an die Ausarbeitung dieses Höhepunktes, des dritten Aktes, machte. Die beiden vorausgehenden Akte stammen aus viel späterer Zeit. Der Eingang des zweiten Teils ist sogar ganz zuletzt, erst in seinem höchsten Greifenalter, ausgearbeitet worden.

Wir treffen Faust an im Freien, in „anmutiger Gegend“, auf blumigen Rasen gebettet, ermuntert, unrubig, Schlaf suchend. Sein böses Gewissen läßt ihn offenbar nicht zur Ruhe kommen. Auf das Geheiß Ariels müssen ihm edle Elfen solche erst geben, ihm, „des Herzens grimmigen Strauß“ besänftigen, „des Vorwurfs glühend bittre Pfeile“ entfernern, sein Inneres reinigen „von erlebtem Graus“. Sie senken ihm sein Haupt aufs kühle Pflaster nieder und baden ihn im Tau aus Lethe's Blut. Zugleich verkünden sie:

Alles kann der Edle leisten,
der versteht und rasch ergreift.

Da der so seelisch „Gereinigte“ erwacht, fühlt er des Lebens Pulse frisch, lebendig schlagen. Die Erde atmet neu erquickt zu seinen Füßen; sie regt und rührt in ihm ein kräftiges Beschließen, zum höchsten Dasein immerfort zu streben. — In dem mit der aufgehenden Sonne sich Himmelsklarheit in die Tiefen senkt, Blume und Blatt von Bitterperle kriesen, wird die Kunde um ihn her „ein Paradies“. Wie er sich dereinst beim Klang der Osterglocken und dem Gesang der Engel glückbeselt der Erde, dem Leben wieder zuwandte, so könnte er jetzt, zu einem neuen Dasein erwacht, abermals rufen: „Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Das höchste Dasein, dem er immerfort zuzustreben entschlossen ist, aber ist das Dasein des gottbegnadeten Dichters. Daß dieses den Gipfelpunkt menschlichen Daseins und Lebens sei, darin ging Goethe abermals mit Schiller einig. Als Dichter wird sich denn auch sein Faust zu erweisen und zu betätigen haben.

Nichts befremdlicher, als daß Faust, nachdem wir ihn haben erwachen sehen, von der Bildfläche wieder verschwindet. In der kaiserlichen Pfalz, beim Staatsrat, ist er, obgleich Mephisto zur Stelle, anfangs garnicht zugegen. Auch der langatmige Mummenschanz, der zur Belustigung des Kaisers und seines Hofstaates inszeniert wird, spielt sich ab, ohne daß er vortritt. Es stellt sich indes heraus, daß der Mummenschanz sein eigenes Werk gewesen ist. Redet er doch am darauffolgenden Morgen im Lustgarten den Kaiser mit den Worten an: „Verzeihst du, Herr, das Flammengaukelspiel?“ — Er selbst hat hinter der Maske des Plutus gesteckt und derart die Hauptrolle dabei gespielt. Ist dem Plutus doch der Knabe Venker, die Personifikation der Poesie, der Dichtergabe, zu Willen, wie Ariel seinem Prospero! Stellt sich der Wunderknabe doch selber vor mit den Worten:

„Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
bin der Poet, der sich vollendet,
wenn er sein eigen' Gut verschwendet.
Auch ich bin unermesslich reich
und schähe mich dem Plutus gleich.“

Plutus entgegnet:

„Wenn's nötig ist, daß ich dir Zeugnis leiste,
so sag' ich gern: bist Geist von meinem Geiste
Du handelst stets nach meinem Sinn,
bist reicher, als ich selber bin.
Ich schähe, deinen Dienst zu lohnen,
den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn, an dir hab' ich Gefallen.“

Kann sich Faust und damit Goethe selbst unmittelbar mit Shakespeares Prospero identifizieren?

Der Mummenschanz ist im übrigen die erste Etappe auf dem Wege nach dem Hellas, ins Griechentum hinein, zur Helena. Werden wir doch in das Zeitalter der Renaissance, der Wiedergeburt des klassischen Altertums auf italienischem Boden versetzt, treten darin doch schon die griechischen Götter und Göttinnen auf, ist doch die Lösung: vollendetste Kunst und damit Schönheit.

Den Kaiser aus der Not seines zusammenbrechenden Reiches zu retten, als Staatsmann oder Feldherr, ist nicht Fausts Sache. Bei der Beratung darob spricht er nur das eine Wort:

„Dem Kanzler ziemt's, die Sache vorzutragen.“

Die Beschaffung des Papiergeldes, um sich „nach Lust in Lieb und Wein zu verausachen“, woran dem jungen Kaiser und seinem Hofstaat offenbar am meisten gelegen ist, überläßt er dem Mephistopheles. Ihn fesselt höchstens der Gedanke an die im Erdboden verborgenen Schätze, insoweit, als zu deren Hebung „würdig“ Geisteskraft gehört. Und so steht er im Staatsrat bald so teilnahmslos und stumm dabei, wie dereinst im

Ersten Teil, im Auerbach'schen Keller, da Mephisto die bemosten, in wüste Völlerei aufgehenden Studenten, mit seinem Hofstumpus zum Besten hatte. Erst als es die Helena und den Paris, „das Musterbild der Männer so der Frauen“ hervorzuzaubern gilt, gelangt er in sein Element.

Um dies Zauberstück fertig zu bringen, die längst Dahingegangenen aus dem Hades an das Tageslicht heraufzubringen, muß Faust hinabsteigen zu den — „Müttern“, den Hüterinnen der Urphänomene und damit sich, auf sich allein gestellt, in die tiefste Einsamkeit begeben. Hierhin darf und kann selbst Mephisto ihm nicht folgen. Der Hexenmeister kann nur bewirken, daß Faust, indem er ihm den Schlüssel zur Unterwelt in die Hand drückt, verschwindet. „Sein Kumpan“ — wie Mephisto ihn zu heißen beliebt, muß, wie er verkündet, soll er den geheimnisvollen Schatz heben, das Wunder verrichten, sich ganz besonders befehlen:

„Denn wer den Schatz, das Schöne heben will,
bedarf der höchsten Kunst, Magie der Weisen.“

Da Faust, in der dämmernden Beleuchtung des Mitternachts, wieder auftaucht, erscheint er, wie der Astrolog verkündet, „im Priesterkleid, bekränzt, ein Wundermann, der nun vollbringt, was er getrost begann“. Er selbst ruft auf das Feierlichste (großartig) die Mütter an, deren Haupt, „des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben“ umschweben.

„Was einmal war in allem Glanz und Schein,
es regt sich dort, denn es will ewig sein.“

Als die von Faust heraufbeschworene Helena erscheint, ruft der Astrolog:

Von Schönheit ward von jeher viel gesungen —
Wem sie erscheint, wird aus sich selbst entrückt,
Wem sie gehörte, ward zu hoch beglückt.

Faust selbst, als der Dichter, der den Zauber bewirkt, befindet sich, genau wie Prospero, wenn er seinen Zauberstab schwingt, in höchster Ekstase.

„Hab' ich noch Augen? Reigt sich tief im Sinn
der Schönheit Duell voll Stroms ergossen?
Mein Schreckensgang bringt selbigen Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerlossen!
Was ist sie nun, seit meiner Priesterchaft?
Erst wünschenswert, gegründet, dauerhaft!
Verschwinde mir des Lebens Atemkraft,
wenn ich mich je von dir gewöhne! —
Die Wohlgestalt, die mich dereinst entzückte,
in Zauberspiegelung beglückte,
war nur ein Schaumbild solcher Schönel —
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
den Inbegriff der Leidenschaft,
dir Reigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.“

Damit hat Faust, hat Goethe selbst, den Standpunkt gewonnen, von dem aus er nach der Dichtung und damit der Menschheitskrone zu ringen entschlossen ist, und so ruft er:

Hier saß' ich Zuflucht, hier sind es Wirklichkeiten,
von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
das Doppelreich, das große, sich berelten,
So fern sie war, wie kann sie näher sein?
Ich rette sie, und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter! müßt's gewähren!
Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren.

Und er greift nach der Helena, dem Traumgebilde, das ihn in solche Ekstase versetzt hat. Es erfolgt eine Explosion. Faust liegt am Boden. Die von ihm heraufbeschworenen Geister gehen in Dunst auf.

Welchen Weg der Faust des Zweiten Teiles gegen den des Ersten gehalten, von ethischem Gesichtspunkte aus, zurückgelegt hat, wie für ihn an Stelle der körperlichen, sinnlichen, die geistige, ideale, ästhetische Schönheit, an Stelle der Sinneslust der Geisteslust getreten ist, konnte dies prägnanter zum Ausdruck kommen, als indem ihm die „Wohlgestalt“ im Spiegel der Hexenküche, die ihn dereinst so berückte, nur noch wie ein Schaumbild des Schönheitsideals erscheint, wie es ihm jetzt als Begehrenswertestes vorschwebt? Er wird nicht eher ruhen, als bis er dieses Ideal glücklich errungen, er, im Besitze der Helena, sich mit dieser vermählt hat. Um zu ihr zu gelangen, muß er nach — Griechenland, durch die „klassische“ Walpurgisnacht hindurch. In der Wundernacht, die uns den griechischen Göttern und Heroen zuführt, taucht Faust nur auf, um zu fragen: „Wo ist sie? Wer bringt mich zu ihr hin?“ Um die so ungestüm Ersuchte zu erreichen, muß er, dieses Mal an der Hand der Manto, in den Hades hinab und sie von der Proserpina erbiten. Wir sollten zu hören bekommen, durch welche Redegewalt er die Helena der Herrscherin der Unterwelt abgewinnt, doch ist uns Goethe die Zauberrede schuldig geblieben. Wir wissen

nur aus einem „Paralipomenon“ des Nachlasses, daß Faust im Hades als ein „Zweiter Orpheus“ empfangen worden ist. Und so ist Proserpina ihm willfährig.

Die ins Leben zurückgekommene Helena begibt sich, von Troja heimgekehrt, auf ihr Schloß in — Arkadien. Faust kommt seinerseits herbei als nordischer Riese, an der Spitze der sieggewaltigen Germanen. Er kann ihr nicht genug huldigen. Er begrüßt sie als Königin, um sich neben sie auf den Herrscherthron zu setzen. Es geschieht dies indes auf seiner „gotischen“ Burg. Ob er noch so unbedingt ihr huldigt, so gibt er deswegen sein Selbst und sein Volkstum nicht auf. Sogar seine Sprache darf an Wohlklang mit der ihrigen, die deutsche mit der griechischen, wetteifern.

Helena:

Vielefache Wunder seh' ich, hör' ich an.
Erstaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünsch' ich Unterricht, warum die Rede
des Manns mir seltsam klang, seltsam und fremdlich.
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
und hat ein Wort zum andern sich gesellt,
ein andres kommt, dem ersten liebzuköten.

Faust: Gefällt dir schon die Sprechart unsrer Völker,
o, in gewiß entzückt auch der Gesang,
befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.
Doch ist am sichersten, wir üben's gl'ich;
die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.

Helena: So sage denn wie sprich' ich auch so schön?

Faust: Das ist gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
man sieht sich um und fragt —

Helena: — wer mitgenießt.

Faust: Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück,
die Gegenwart allein —

Helena: — ist unser Glück.

Der Ehe des deutschen Riesen mit der griechischen Heroine entspringt Euphorion, der, indem er die Eigenschaften beider Eltern in sich vereinigt die Synthese aus dem Deutschtum und dem Griechentum darstellt, die vollendetste Dichtkunst versinnbildlicht. Sein Dasein ist indes nur ein ephemeres. Als ein zweiter Ikarus wagt er den Flug direkt zur Sonne empor, verbrennt sich dabei die Flügel und stürzt zu Tode. In ihrer Untröstlichkeit folgt ihm Helena selbst zum Orkus hinab. Faust behält nur ihre „Eruvion“, ihr Gewand zurück. Dieses kann er jedoch nicht zu hoch werten. „Bediene dich“, ruft daher (erstammlischerweise) Phortias-Mephistopheles, „der hohen, unschätzbaren Günst, und hebe dich empor! Er trägt dich über alles Gemeine rasch am Aether hin, so lange du dauern kannst“.

Womit besagt sein soll, daß griechische Formschönheit das Ziel auch des deutschen Dichters sein soll: die deutsche Sprache in griechischer Vollendung. Darum soll indes nicht der Nachbildung und Aneignung des unwiderruflich verschwundenen, fremden Altertums, der Klassizität im akademischen Sinne, das Wort geredet werden. Euphorion dient auch dazu, die Dichtung als Spiegelung unmittelbarer Gegenwart festzulegen. Die Klage um ihn, wie berechtigt sie auch ist, soll verstummen. Neue Lieder werden immer wieder frisch erklingen: „Denn der Boden zeugt sie wieder, wie von je er sie gezeugt.“

Die Helenaepisode oder Tragödie, wie sie Goethe selbst bezeichnet, endigt daher nicht nur mit dem erneuten Eingang der griechischen Heroine, sondern dem Zusammenbruch und Untergang des ganzen griechischen Altertums. Die Götter und Göttinnen, die Faustien so begeisterten, entschwinden ihm, da er den heimatischen, deutschen Boden betritt, am östlichen Horizonte, „fernen Eisgebirgen gleich“. Sie spiegeln nur noch „blendend flüchtiger Tage großen Sinn“ wieder — Goethens eigene italienische Zeit.

Anstatt des „formlos breit aufgestürzten“ Gewölkes im Dien umschwebt Faustens jetzt Brust und Stirne „erheitert, kühl und schmeichelhaft“ — ein „arter lichter Nebelstreif“, steigt leicht und zaudernd hoch und höher auf — und fügt sich zu einem Gebild zusammen, das ihn noch mehr ergreift und bezwingt, als selbst jene Schöne, wie sie Helena, die ideale Griechin, verkörperte und ihn bis in den Wahnsinn hinein begeisterte. An Stelle der Formschönheit ist die Seele schönheit getreten, verjüngt sich in der verklärten Gestalt des Gretchen. Faustens überkommt es ähnlich wie im Ersten Teil beim Klang der Osterglocken, es erwachen in ihm die reinsten, seligsten Empfindungen seiner Brust.

— Täuscht mich ein entzückend Bild,
als jugenderstes, längst entbehrtes, höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühesten Schätze quellen auf;
Aurorens Liebe, leichtem Schwungs bezeichnet's nur,

den schnell empfundenen, ersten, kaum verstand'nen Blick,
der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seele nischönheit steigert sich die holde Form,
Wilt sich nicht auf, erhebt sich in den Aether hin,
und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.

Damit bekundet Faust, daß seine seelische Läuterung dahin gediehen ist, daß er dem Rufe des verklärten Gretchens, aus Himmels Höhen: „Heinrich, Heinrich!“ zu folgen im Begriffe steht. Auch ihm beginnt sich der Himmel zu öffnen. Doch gehört er deswegen doch noch ganz der Erde an. Mephisto weist ihm, nicht anders als der Teufel einst Christus, von einem Hügel aus „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten“. Eine Hauptstadt mit grenzenlosen Vorstädten, in der man durch die huldigende Menge stolz dahin fährt oder behaglich lebt, sich sogar bildet und befehrt, vermag den in seinem Ehrgeiz Unerfättlichen nicht zu befriedigen: man erziehe sich nur Rebe!len! — Gar ein Lustschloß in einem weiten Parke, mit vertraut-bequemen Häusern und allerhöchsten Frauen, lockt ihn nicht. „Schlecht und modern! Sardanapal!“ tönt es dem Versuchter entgegen. Auch mit der Flucht in die Einsamkeit der Natur ist dem Tatendürstigen nicht gedient.

— dieser Erdkreis
gewährt noch Raum zu großen Taten.
Erstaunenswürdiges soll geraten;
ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Aljo Ruhmsucht? höhnt Mephisto. „Man merkt's, du kommst von Heroinen“.

Faust: Herrschaft geminn' ich, Eigentum!
Die Tat ist Alles, Nichts der Ruhm.

Hatte Goethe bei der Konzeption des zweiten Teiles sein ästhetisches Ideal, die Formschönheit nach griechischem Muster, als höchstes Ziel vorgeschwebt, so war im Laufe der Zeit, wohl im Gefolge des Freiheitskrieges und des wiedererstandenen Deutschland ein entschieden nationaler, politischer Einschlag dazu gekommen. Dies ist bereits in der Helenaepisode deutlich wahrnehmbar. Nicht genug damit, daß die griechische Baukunst durch die gotische übertrumpft wurde, die deutsche Sprache sich im Wohlklang getrost mit der griechischen messen durfte, die siegesgewaltigen, deutschen Völkerstämme kommen mit ihren strahlenden Reden im Sturmschritt daher und nehmen ganz Griechenland ein.

In Stahl gehüllt, vom Strahl unwittert,
Die Schar, die Reich um Reich zerbrach.
Sie treten auf, die Erde schittert,
Sie schreiten fort, es donnert nach.

Herzog (ruft Faust sie an) soll ich Euch begrüßen,
Gebietet Spartas Königin;
Nun leat ihr Berg und Tal zu Füßen,
Und Euer sei des Reichs Gewinn.

Es liegt nahe, bei Sparta an das im Siegeszug nach Frankreich hineinführende Preußen zu denken. Doch sollen die Herzoge und ihre Scharen, wie sie sich in Arkadien, dem Dichterlande befinden, der Königin, der Helena und damit der höchsten Schöne huldigen.

Fausts Vortatz geht jetzt dahin, dem Meere Land abzugewinnen, um darauf ein Gemeinwesen in seinem Sinne ins Leben zu rufen. Ihn lockt es, die zwecklose Kraft unbändiger Elemente, wie es die Meereswogen sind, die, immer wiederkehrend, in ewigem Auf und Nieder als Flut und Ebbe, nur zerstreuen, durch Menschenkraft einzudämmen und so in den Dienst des schöpferischen Menschen zu stellen.

Mephisto, der im zweiten Teil der Dichtung ihm nur zu seinen reinen Idealen verhilft, muß ihm auch diesen, seinen höchsten, letzten Wunsch erfüllen helfen. Und so steht der halb Hundertjährige vor uns, wie er dies sein Meisterstück verwirklicht. Selbst als ihn Blindheit überfällt, wird diese seine Tatkraft nur noch anspornen.

Die Nacht scheint tiefer, tief hereinzubringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knecht! Mann für Mann!
Lacht glücklich schauen, was ich kühn erann!

Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geist für tanzend Hände.

Der „Magie“, als Zauberkunst oder Hokusfokus, wie diesen Mephisto betreibt, hat Faust entzagt: er will der Natur unmittelbar gegenüberstehen, den Kampf mit den „unbändigen Elementen“, mittels der den Menschen gegebenen Geisteskraft durchführen.

Ständ' ich, Natur! Vor dir als Mann allein,
Da wär's der Mühe wert ein Mensch zu sein!

Und so geht er, obgleich im Widerstreit, letzten Endes im
Einklang mit der Natur, im Dienste seiner Mitmenschen,
der Menschheit auf. Damit hat er deren Krone errungen.
Und so ruft er zum Schluß:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück,
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick. —

Damit hat Mephistopheles keineswegs, wie so mancher Aus-
leger anzunehmen geneigt ist, die Wette gewonnen. Hat sich
Faust doch nur verpflichtet gehabt, sich auf kein Faubett be-
ruhigt zu legen oder sich durch Genuß beirren zu lassen, und
somit nie aufzuhören, nach dem zu streben, was ihm das Höchste
dünkte.

Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

Hat er nicht dies, sein Versprechen, bis zum letzten Men-
zuge erfüllt? Ihm kommt nicht bei, den Augenblick, der ihm
der Höchste dünkt, festhalten zu wollen, ist es doch tatsächlich sein
Letzter. Die Befriedigung, die er empfindet, bezieht sich nicht
auf die Gegenwart, sondern auf eine noch ferne Zukunft, der er
in Gedanken vorzueilt, die er selbst nicht mehr erleben wird.
Nur im Vorgefühl dieses für die Kommenden angebahnten
Glückszustandes, im Bewußtsein, daß die Spur von seinen
Erbetagen nicht in Neonen untergehen werde, „genießt“ er den
höchsten Augenblick. Selbster hat er nicht taten können. Gleich
Moses hat er sein Volk bis in das gelobte Land geführt, ohne
es selbst zu betreten. Ob er auch bis zuletzt, da er den Gewalt-
akt gegen Philemon und Baucis verübt hat, geirrt, er seinen
Musterstaat nur mittels Kriega, ja Piraterie, Seeräuberei hat
empvorbringen können, so irrt eben, wie es der Herr selbst Ein-
gangs verkündet hat, der Mensch, solange er strebt, gibt es kein
Menschenwerk, ohne Fehl.

Und so geht Mephisto leer aus. Vergeblich liegt er mit sei-
nen schwarzen Scharen auf der Lauer, um Fausts Seele beim
Verlassen des Körpers zu „erschlagen“. Er greift dabei ins
Leere, und bekundet wohl damit, wie dies der Grundanschauung
Goethes entspricht, die er nicht nachdrücklich genug hat unter-
streichen können, daß Körper und Seele unzertrennlich sind.

Nicht genug hiermit. Die flammenden Rosenblätter, die die
Engel als Sinnbild reiner Liebe aus Himmels Höhen herab-
schütten, treffen ihn, in welchem sich die wilde Sinnengier ver-
körpert, wie brennender Schwefel, daß ihn Beule an Beule
„Hiobsartig“ den ganzen Körper überzieht und ihm vor sich sel-
ber arant. Vor der Höllequal, die den Hölleherren selbst
überfallen hat, weiß er sich nicht zu retten. Verzweifelt ruft
er in seiner Hilflosigkeit:

Ein großer Aufwand, schmählich! ist vertan!
Gemein Gefühl, absurde Liebhaft wandelt
Den ausgepöbelten Teufel an.

Im Gegensatz hierzu sehen wir Faust gen Himmel fahren,
eingehen in die ewige Liebe. Diese können die Anachoreten in
den Bergschlößern, denen sich die Wüsterinnen beigegeben, nicht
genug rühmen.

Pater ecstatis (auf- und abschwebend):

Daß ja das Nüchtere
Alles Verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiges Liebe Kern!

Pater profundus (tiefe Regionen):

So ist es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.

Pater Serephicus:

Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im fernsten Aether waltet,
Ewiges Lebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.

Die Engel, die Faustens Unsterbliches tragen, ver-
künden:

Bereitet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Selige Knaben:

Wir wurden früh entfernt
Von Lebedören;
Doch dieser hat gelernt
Er wird uns lehren.

Indem Faust die Seelenhöchtheit als Höchstes aufging,
und diese ihm, in der ersten Liebe gegeben, in Gestalt des ver-
klärten Gretchens entgegenleuchtete, hat er den Weg zur Ge-
liebten wieder gefunden. Sie ist es, die ihn zu der Glorie des
Himmels emporhebt und ihn hier beirrt. Sie, die einst in
ihrer höchsten Herzensnot die Schmerzensmutter um ihre Gnade
angefleht hatte und die vor dem Geliebten in seiner Blutschuld
zurück geschauert war, jauchzt nunmehr:

Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getriebte,
Er kommt zurück.

Beide haben ähnlich dem Gefreuzigten, wie ihn der Engel-
chor in der Ofternacht feierte, die irdisch-menschliche „Prüfung“
bestanden. Der liebe Herrgott hat Faust nicht umsonst seinen
Knecht geheißt; gleich Hiob, hat auch Faust ihm, aller Widrig-
keiten ungeachtet, die Treue bewahrt, ist er an dem göttlichen
Beruf des Menschlichen nicht irre geworden.

Der Himmelfahrtsjähne ruht insofern volle Realität inne,
als sie den Läuterungsprozess in der Brust des Faust veranschau-
lichen und somit seine „Retzung“ dartun soll. Im übrigen ist sie,
so gut wie der Prolog im Himmel und die Hölle, in der Mephisto
brät, nur sinnbildlich, als ein dichterisches Traumgebilde zu ver-
stehen. Nur um nicht ins Abstrakte, Bildlose zu verfallen, hat
Goethe seine Zuflucht genommen zur biblischen Mythologie, zur
kirchlichen Ueberlieferung. Ihm sind dabei die Fresken im
Campo santo zu Pisa und Dante mit seiner göttlichen Komödie
vorbildlich gewesen. Aus Gretchen ist eine Beatrice geworden.
Der Aufsteig in die Glorie des Himmels deckt sich, dem Inhalte,
dem Gedankengange nach, geradewegs mit dem letzten Gesang
in Dantes Paradieso. Unser Goethe hat hier nichts Geringe-
res gewagt, als direkt mit dem großen, einzigartigen Floren-
tiner um die dichterische Palme zu ringen. Durch die Fülle und
die Lebendigkeit der Szene hat er selbst sein Vorbild über-
troffen.

Wie sehr Goethe daran gelegen gewesen ist, daß man ihn
nicht dahin mißverstehe, als habe er sich die Vorstellung von
Himmel, Begeisterung und Hölle nach dem Tode, angeeignet, als
nehme er ein menschliches Fortleben im Jenseits an, als habe
er nicht bis zuletzt daran festgehalten, daß Himmel, Begeisterung
und Hölle nur Vorgänge in der menschlichen Brust wiederpie-
geln, daß sie nur im Diesseits vorhanden sind, hat er seinen
Faust noch zuletzt ausrufen lassen:

Der Erdkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er sehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!

Deswegen jagt Goethe dem Ewigen keineswegs auf. Im
Gegenteil. Das „verklärte Alltägliche“, wie Goethe sich selbst
in den Notizen zum West-östlichen Diwan ausdrückt, soll Flü-
gel erlangen und so dem Höheren und Höchsten zuführen, der
Mensch sich ständig im Zeitlosen, Ewigen bewegen. Unter
„Höheres und Höchstes“ hat er im Buche des Paradieses, dieses
als Himmel verfinstlicht, in dem der von den Sinnenstrahlen
Befreite, als reiner Geist, aufsteigt.

Und nun bring' ich aller Orten
Leichter durch die ew'gen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes, rein lebend'gerweise.
Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anichaum ew'ger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

Nicht anders haben wir uns Faustens Himmelfahrt vorzu-
stellen. Dem entspricht das Schlußwort des Chorus mysticus:

Das Unbeschreibliche, hier ist es getan,
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Dieser Aufblick in den offenen Himmel hinein, das Auf-
gehen in der ewigen Liebe, darf indes nicht in religiöse Schwär-
merei ausarten. Erstrebenswertestes, Höchstes bleibt die wert-
tätige Liebe, die Liebe der Tat. Und so heißt es auch in Wil-
helm Meisters:

Und dein Leben sei's in Liebe,
Und die Liebe sei die Tat.

Eduard Mörike / Auf einer Wanderung.

In ein freundliches Städtchen tret' ich ein,
In den Straßen liegt roter Abendschein.
Aus einem offenen Fenster eben
Ueber den reichsten Blumenflor
Hinweg hört man Glockentöne schweben,
Und eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor,
Daß die Blüten beben,
Daß die Lüfte leben,
Daß in höherem Not die Rosen leuchten vor.

Lang' hielt ich staunend, lustbekommen.
Wie ich hinaus vors Tor gekommen,
Ich weiß es wahrlich selber nicht.
Nah hier, wie liegt die Welt so nicht!
Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
Rückwärts die Stadt in goldnem Rauch;
Wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle!
Ich bin wie trunken irreführt:
O Muse, du hast mein Herz berührt
Mit einem Liebeshauch.

Fritz E. W. Kopp / Der rosa Lampenschirm.

Er war gefaltet aus drei Lagen Seidenpapier, außen blaß, innen hellrot, geziert mit einem Blumenmuster, das sich aus zahllosen Vöchlein bildete.

Man konnte ihn zu einer Kente zusammenlegen, wobei man ihn umstülpte, so daß das Rote nach außen kam und das Blumenmuster geschützt blieb. Dann wurde er mittelst einer Seidenschnur, die hinter dem Knopf durch das Gefälte lief, zusammengebunden und im Weißzengschrank verwahrt.

Im Winter vierundachtzig, als die Frau Oberamtman ihr Kränzchen gab, kam er zum Vorschein, wurde auf die herrlich strahlende Kaiserlampe gesetzt und vom weißschürzten Mädchen in den Salon getragen, wo er alsbald einen Sturm des Entzückens hervorrief.

Die Medizinalrätin ließ es sich nicht nehmen, daß seine Wirkung dem magischen Effekt der Polarsonne nahekäme. Sie hatte etwas sehr Bestimmtes, die Medizinalrätin, und sie thronte auf dem Kanapee zur Rechten der Frau Oberamtsrichter, und man war nahe daran, ihr beizupflichten, ohne doch selbst am Pol gewesen zu sein.

Da knackte der Fautuil der kleinen, runden Frau Apotheker, und wie alles hinsah, setzte sie erst noch den Klemmer zurecht und wisperte tief aufatmend: „Tausend und eine Nacht!“

Das Wort löste unbeschreiblichen Jubel, der von Getöse und Gepolter begleitet war, so daß die vier Amtmannskinder hinter der Tür nicht anders glaubten, als die schöne Lampe sei umgefallen.

Aber die Herrliche stand unerschütterte auf hohem, grünladiertem Stengel, der dem Haupt eines märchenhaften Untiers entwuchs, bestrahlte blinkendes Geschirr, Taren und Süßigkeiten und ließ sich allseitig bewundern. Das Bewundern gehörte hier zum guten Ton, und die Medizinalrätin suchte ihresgleichen in dieser Kunst denn sie tat es mit Geist.

War sie diesmal mit ihrer Polarsonne nicht durchgedrungen, so war doch sofort zu erkennen, daß sie im Orient so gut zu Hause sei wie in der arktischen Zone. So unternahm sie es, an Hand der Madrischen Zauberlampe, die wohl auch der Apothekerin vorgeschwebt haben mochte, die gesamte Kaffeentippende, häßliche, friedende Damenschwar schlantweg ins Morgenland zu führen. Da half kein Bier und Sträuben; man mußte mit ihr unter Palmen ledzen, auf Kamelen schaukeln, tief verschleiert durch Schmutz und Herrlichkeiten bagdadischer Basare schleichen, um schließlich hinter den verschwiegenen Mauern eines Harems zu endigen.

„Blöcklich Waffengebüß im Vorhof! Der Gebieter naht. Der farbenprächtige Kelim wird von Geisterhand zurückgeschlagen —“ und herein tritt Lina, das weißschürzte Mädchen mit wohlgefüllter Kaffeekanne.

Die Überraschung war einfach überwältigend. Ein vielstimmiges Aufkreischen durchbrach den Bann der medizinikalischen Hypnose, wobei der treffliche Mokka stark in Gefahr geriet, auf den unechten Smyrna zu gleiten. Die Wirkung griff aber noch weiter.

Im Hausgang, wo eben Lederstrumpf gespielt wurde, sah man drei jugendliche Indianer ihre Tomahawks und Schilde wegwerfen und die Treppe hinabstürmen, während sich ein niedliches Spitzenhöschen in die nahe Küche rettete.

Erwägt man, daß die Kanzlei des Amtsvorstands just unter dem Raume lag, in dem man eben aus dem Orient in den Okzident gestürzt war, so wird es verständlich, wenn hier eine gewisse „feuerpolizeiliche Eilsache“ nicht recht vom Fleck kommen wollte. Die oberen Gefühlsausbrüche ließen unten die Hängelampe erzittern und verewigten sich schließlich als Tintenkleck auf dem Kanzleibogen.

Zum Überflus tauchten jetzt unsere drei Mohikaner, in Wahrheit rechte Bläßgesichter, auf und gaben unter Stottern und Stadsen

zu verlesen: der kostbaren Kaiserlampe samt dem Aprikosenschirm, den der Papa erst neulich nachts von der Dienstreise mitgebracht und den Kindern im Schlafzimmer vorgeführt habe, müsse etwas zugestoßen sein.

Ob dieses höchst dringlichen Falles ließ der Oberamtman Streusand und Hasenpfote im Stich, um stracks zu dem vermeintlichen Brandplatz zu eilen, gefolgt vom Großen Vär, der Schlaunen Otter und dem Tötlchen Pfeil. Die jugendliche Gattin kam ihm mit glühenden Kaffeebäddchen entgegen, die ihr lieblich standen, und schnitt sein hastiges Fragen mit dem frohlockenden Mürsus ab: „Die Lampe? Denk nur, die macht ungeheure Jurore. Man übersieht gottlob das zweierlei Tafeltuch, findet alles wundervoll, sogar die saure Merinkentorte; man ist eben einfach bezaubert von deinem Schirm.“

Der Ton lag auf „deinem“ und bewirkte ein leichtes Schmunzeln unter dem Schnurrbärtchen des Gestrengen. Und rasch, während er sich in Staat warf, ward ihm berichtet.

„Ein glänzender Erfolg also,“ frohlockte er.

„Und ein billiger dazu,“ kam es zurück.

„Freilich, doch wenn es nach dir gegangen wäre,“ stirnrunzelte er.

„Ich versichere dir, daß der Aufwand der Damen —“

„Und ich erkläre an Eides statt, diese dumme Prozedere nicht mitmachen zu wollen.“ Wiederholtes Türklopfen behinderte ihn, sich weiter zu diesem Thema zu äußern; es war nebenan bereits behandelt worden, wenn auch in abgekürzter Form.

Keine andere als die Rätin hatte soeben den Satz versprochen: „Das Vornehme (sie sagte fürnehm) gibt sich gerne einfach.“ Wenn sie dabei auf die Bürgermeisterin spitzte, deren „brotatener Tischläufer“ unlängst mehr Neid als Bewunderung erregt hatte, so war diese gefaßt genug, sofort zur Notarin hinüberzublinzeln, die aus Verlegenheit die dritte Tasse nahm, was ihrem Herzen nicht gut tat.

Nun war es ja stadtbekannt, wie diese Frau seit Wochen ihren Christoph wegen eines „Blumentisches mit selbsttätiger Fontäne“ plagte; daß besagte Fontäne die Verhältnisse einer achtlöppigen Notarsfamilie beträchtlich überstiegen hätte, sei nebenbei erwähnt.

Die Sache war altweil, als sich das Kasino eines Abends damit besaßte, und zwar so eingehend, daß Christoph seinen Unmut nur mit sehr viel Bier hinabschwenken konnte; um seine Fassung desto gründlicher auf dem Heimweg zu verlieren.

An diese Geschichte mochte der Oberamtman gedacht haben, als er von dummer Prozedere sprach. Nunmehr war die Fontäne abgetan, ehe sie zum Steigen gekommen war.

Sie teilte ihr Los mit einem „Tischleien en cuivre poli,“ einem Gerät von ungewöhnlicher Art; es bewegte sich sanft kirschend auf zwei Rädchen, wobei es sein säuberlich die Bräulein zur Seite häufte. Die Kreisdirektorin hatte seine Bekanntheit an einer Kommerzienratsstafel gemacht und ihn als Clou für ihren Kränzchentag ausersuchen gehabt.

Man fiel er sozusagen unter den Tisch des Hauses.

Im übrigen durfte sich noch manche Dame diesen Abend am röllich beleuchteten Käschchen zupfen, nicht zum wenigsten die bußpredigende Rätin selbst; hatte sie doch seinerzeit mit ihrem „Teegeschirr à la Louis seize“ den Auftakt zu solchem Wettbewerb gegeben. Die empfindsame Dame bewegte sich eben gern in Extremen; zu andern Zeiten hätte sie der Fontäne gehuldigt, heute schwor sie auf den Papierschirm von Oberamtmanngnaden.

Ihre Gefolgschaft fand es somit rasam, möglichst schnell wieder umzulernen und alle profanen Gelüste bis auf weiteres in Acht und Bann zu tun, ohne sich diesmal an dem Gebaren der Frau Oberamtsrichter zu stören, die ihre vornehmen Augendel mit jenem Aplomb eindrückte, der als Zeichen stillschweigenden Wider-

spruchs zu gelten hatte. Dabei befand sie sich ausnahmsweise in Übereinstimmung mit der Apothekerin, die sich just in dem Augenblick salviert hatte, wo man zu sehr mit sich beschäftigt war, um daran Anstoß zu nehmen.

Indessen ging es der kleinen Frau weniger um den Widerspruch als um den eigensüchtigen Plan, ihrem orientalischen Einfall der Rätin zum Trotz eine Pointe zu verschaffen, die Rätin endgültig zu übertrumpfen.

Bei allem sowie bei ihrer angeborenen Schüchternheit ein gewagtes Unternehmen; kein Geringerer als der Hausherr selbst sollte darin die Hauptrolle spielen, zudem am Klavier und in einem Kostüm, das mancherlei Kritik herausfordern konnte. Aber was tuts? Die Frau hatte Impuls, und der Hausherr glücklicherweise Humor genug, die Bedenken der Gattin in den Wind zu schlagen: „Was mit dem Papierschirm glückte, sei nun mit dem Schlafrock gewagt; vielleicht wird er noch salonsfähig auf diese Weise.“ Also der Oberamtmann — und versprach der Beglückten türkisch zu kommen.

Kurz nachdem die Verschwörerin in den Salon zurückgekehrt war, vernahm man wichtige Gongschläge. Auf die entsetzten Fragen nach ihrer Bedeutung erklärte sie mit feierlicher Miene: „Meine Damen, halten Sie sich bereit, Harun al Raschid, den mächtigen Gebieter des Morgenlandes, zu empfangen.“

Und ehe man sich gefaßt hatte, trat er herein: in seidnem Schlafrock und gestickten Pantoffeln, auf dem Haupt ein rotes Fez mit blauer Quaste. Verbeugt sich schweigend mit verschränkten Armen und wandte sich dem Pianino zu, aus dessen Saiten alsbald Mozarts Türkenmarsch erschallte.

Unter seinen mutigen Klängen lösten sich Erstarrung und Verlegenheit der Damenschär. Die anschließende Mondscheinsonate beschwichtigte vollends die vom Kaffee erhitzten Gemüter, führte sie in jenes weltferne Land zwischen Euphrat und Tigris, wo das Leben, wie man weiß, zeitlos dahinfließt — ein rosenroter Traum.

In der Folge zeigte sich die erzieherische Wirkung des Lampenschirmes zunächst in einseitiger Weise. Die Damen fahndeten offenbar vergebens nach etwas „Einfachem“; sie kamen nacheinander auf das amilische Vorbild zurück, ohne es jedoch taktlos nachzuahmen. Somit durfte man bei jedem folgenden Kränzchen einen andersgearteten Schirm bewundern, zumeist mit Bildern geziert, die der Fantasie entgegenkamen.

Bei Kreisdirektors vertiefte man sich in die schönsten Punkte der Riviera und konnte vielleicht Erinnerungen dabei aufwärmen. Der Schirm der Rätin bewies durch seine Prunkhaftigkeit, daß der Mensch bei aller Einsicht über seine Natur nicht hinauskommt. Er stellte ein Monument von Türmen und Schwibbogen dar, zwischen denen die Großen aller Zeiten ihre strahlende Auserkennung feierten. Er gab der Hausfrau Gelegenheit, ihr zerfahrenes Wissen auf allen Gebieten leuchten zu lassen, wirkte aber eben dadurch leicht ermüdend.

Gemütvoller ging es schon bei Gerichtnotars zu.

Man schien dort nach Herzenslust für den Edelsteinen Trompeter zu schwärmen, in der Aufmachung allerdings, wie ihn die Kunst unbenutzener Epigonen der Nachwelt vermittelte.

Sobald die bekannten Szenen ins rechte Licht gerückt waren, setzte sich Fanny, der Familiensitz, ans Klavier, um die Pistolverwunde eines hochgeschossenen Sekundaners zu unterstützen. „Die Stimmung blieb freilich geteilt, auch bei der Gesellschaft. Chacun a son goût,“ sagte die Rätin auf dem Heimweg, und Frau Oberamtsrichter unterdrückte ein leises Gähnen.

Erschelt schon aus dem Vorigen die Bedeutung des Koslampenschirms, so bewiesen auch die Versuche der übrigen, daß er schlechterdings nicht zu überbieten sei; ja, da man sich zum zweiten Mal unter seiner Glorie versammelte, kühlten sich alle innerlich geseligen, sogar die Oberamtsrichterin mit ihrem „ombrelle à la chinoise.“ Sie tröstete sich mit ihrem aristokratischen Spiegelbild im gegenüberhängenden Kristall, von dem sie den Abend nicht lostam, denn der Schirm erwies sich als galanter Schmeichler. Er ließ der gelbliden Notarin die Jugendfrisur ihrer Fanny, überhauchte die Knallbade der Direktorin mit zartem Schmelz und ludte die großen Flügel der Frau Bürgermeisterin zu erweichen; so auch benahm er der medizinikalischen Kalennase ihre Schärfe, wodurch das Eulenartige fast ins Annonische gewandelt wurde, hätten die wuchtigen Verlocken nicht gestört.

Was Wunder, daß man in so magischer Sphäre die Stimmen dämpfte, die Lippen noch anmutiger spitzte und sich noch fester hielt als der cri de Paris verlangte, und, daß man ansing zu ästhetisieren. Indes, die Sache war nicht so einfach.

Man wollte dem Hause nichts schuldig bleiben, in dem nach einem Bonmot der Rätin „hohe Geister“ umgingen, und konnte sich doch unmöglich zum Standpunkt der Hausfrau aufschwingen, die einen

gewissen „Schälspir“ über die „Kübler“ (bekanntes Kochbuch) zu stellen schien. Das hieße das Kind mit dem Bade ausschütten; das zweierlei Tafeltuch bewies nebenbei, wohin solche Einseitigkeit leicht führte.

Die Männer hielten es jedenfalls mit der Kübler und spöttelten insgeheim über den Oberamtmann, der bei seinem Mendelssohn so manchen Bierabend versäumte.

Und wenn man unter dem Lampenschirm besser dachte, so konnte man doch nicht gleich mit Shakespeare anfangen und mit Beethoven endigen; denn, man war über das Marlittsche wenig mehr hinaus wie über die Klostersglocken und das Gebet der Jungfrau. Indessen wollte man versuchen, etwa an Hand der Gartenlaube sein eigenes Licht so hoch zu schrauben, als eben anging, ohne daß es qualmte.

Die Rätin ging also mit gutem Beispiel voran, die Damen wollten keinesfalls zurückbleiben; man kam in Eifer und dabei geschah das Unerhörte: Die Weihnachtsarbeiten sanken in den Schoß, der treffliche Kaffee fand ab zum Leidwesen der Hausfrau, der es gar nicht zum Bewußtsein kam, wie weit sie selbst daran Schuld hatte.

Sie hielt sich aus guten Gründen neutral, während die Oberamtsrichterin wieder mit dem Spiegel liebäugelte und sich im übrigen hinter ihre französischen Autoren lachte.

Das literarische Geplänkel bekam ohnedies gleich eine Spitze, als nämlich die Kreisdirektorin Henses „Stiftsdame“ kurzweg für ein absurdes Nachwerk erklärte.

Der Roman jenes Freifräuleins, das Tradition und Wohlstand opfert, um einem „Schmierendirektor“ anzuhängen, hatte in den dortigen Kreisen mehr Kopfschütteln als sonst etwas erregt; die sogenannte Emanzipation war ja noch nicht einmal erfunden.

Wenn sich aber die Rätin diesmal gar so übereifrig ins Zeug warf, so mußte man ihr die Freundschaft mit dem hübschönen Dichter zugute halten, wie sie sich auch gerne rühmt, gelegentlich einer Schwarzwaldbour im Gastbett Berthold Auerbachs soit-disant genächtigt zu haben.

Die Angegriffene schien übrigens keineswegs geneigt, sich wieder so ins Bodshorn jagen zu lassen wie an jenem türkischen Abend, wo sie den Tischbesen geopfert hatte, der freilich noch nicht aufgegeben war. Sie verwahrte sich entschieden, der Ehre besagter Stiftsdame nähergetreten zu sein und meinte zuguterletzt: „Überhaupt diese Modernen! Weshalb wählen sie nur solche unerquidlichen, um nicht zu sagen deplazierten Verhältnisse, in die unferne, will sagen, ein vorzüglicher Mensch, ein Mensch von Kinderstube und Herzensbildung einfach nicht hineingeraten kann?“

So die Kreisdirektorin, unterstützt vom linken Tischende, wo die Bürgermeisterin nebst der Apothekerin funkelten.

Die liebenswürdige Hausfrau fühlte sich an dieser Stelle berufen, der düpierten Rätin mit einem gewissen Othello aus klassischer Zeit beizuspringen, jedoch mit wenig Glück, denn die Direktorin erwies sich schlagfertiger, als man ihr zutraute.

„In jenen barbarischen Zeiten,“ führte sie aus, „mochte es vorkommen, daß ein hergelaufener Reger eine venetianische Bürgermeistertochter entführte. Gott sei Dank leben wir in einem sittlichen Lande, wo so etwas von vornherein ausgeschlossen sein dürfte.“ Sie sagte es mit dankbarem Augenaufschlag zu dem Riestüd des Landesfürsten, das zu Häupten der Rätin über dem Sofa hing.

„Zur Sache,“ rief diese und klopfte auf den Tisch, daß die schöne Lampe klirrte. Da litt es die kleine Apothekerin nicht länger; sie sah wie ein ungebildiger Badisch auf dem Schnepper ihres „Fotols“ u. drohte beständig herunterzurutschen. „Wozu in die Ferne schweifen, begann sie zaghaft, verschluckte wohlweislich den unpassenden Eudreim und rasselte an ihrem Klemmer herum. Sie wollte also nur sagen, daß sie der Direktorin bezüglich der Modernen beipflichten müsse, so leid es ihr tue (der Polarsonne gegenüber).

„Hat doch ein gewisser Auerbach heißt er, glaube ich (die Polarsonne irrte), eine Geschichte geschrieben, in der ein Hofmaler ein Dorfmadchen heiratet.“

„Sie meinen die Frau Professorin,“ kam überlegen vom Kanapee.

„Ganz richtig, Frau Medizinalrat.“

„Und was soll es mit der?“

„Nun, ich meinte nur,“ staute das liebe Gemüt, „wenn es der Hofmaler auch gewiß gut meinte, indem er die Bauerntochter zur Dame erhob, er hätte es doch besser bleiben lassen.“

Eigentlich wollte sie ganz was anderes sagen, aber weil sie seinerzeit mehr über den Fall geweint als gegrübelt hatte, so gliitt sie wieder in die Kühseligkeit hinein und kam vor Schneuzen und Wischen nicht weiter.

Da war die Direktorin doch aus einem anderen Stoff. Auf die Stiftsdame zurückgreifend, verhehlte sie keineswegs, daß ihr das Wohl und Wehe ihres Kanarienvogels mehr zu Herzen gehe als das Schicksal dieser Romanfigur, an deren Echtheit sie sich überdies stark zu zweifeln erlaubte.

„Bravo, oh bravo!“ schrie die Bürgermeisterin, die förmlich darauf gebrannt hatte, endlich einmal darzutun, daß solche unglaublichen Geschehnisse allermeist aus den Fingern gezogen seien; hatte sie doch seinerzeit neben einem leibhaftigen Dichter gewohnt.

„Dieser Mann,“ führte sie entrüstet aus, „qualmte den lieben langen Tag zum Fenster hinaus, sah recht schäbig aus, tat aber in seinen Büchern, als wisse er in Fürstenthümern Bescheid.“

Die Kreisdirktorin triumphierte. Ihre Gewährsdame vermochte zwar der zudringlichen Mätin den Mann nicht namhaft zu machen, entsann sich aber eines kostbaren Toilettenstücks, der da im Schloß eines polnischen Grafen eine wichtige Rolle spielte. Die Damen spitzten höllisch die Ohren, als sie mit eigentümlichem Stimmklang ausführte: „Und in der Tischplatte aus Lapis lazuli war ein Sprung. Mit diesem aber hatte es seine Bewandnis.“

„Doloureux, apart, weiter,“ flüsterte es um die Lampe herum. Die Apothekerin rutschte richtig vom Polster. Sie witterte eine hochgräßliche Geistergeschichte, bei der es einem so vornehm in Rücken herabrieselt, und man war umso mehr enttäuscht, als die Erzählerin abwinkte und meinte: „Es ist allemal nicht wahr.“

Tatsächlich war ihr nur die exotische Tischplatte geblieben, denn sie hielt unendlich viel auf gute Möbel und hatte erst kürzlich einen antiken Bücherschrank ersteigert, auf den sie gerne pochte, wenn von Literatur die Rede war.

Ansonst genügte es zum Beweis höherer Bildung, etliche Prunkbände auf dem Salonisch liegen zu haben, worin der Gast à discretion blätterte, bis die Herrschaft erschien; so hatte man gleich ein Thema zur Hand, nach dessen Erledigung man auf realere Dinge übergehen durfte, ohne sich etwas zu vergeben. Um die Zeit des Lampenschirms schien jedoch auch diese Kniggeform überwunden und der Prunkband zum äußerlichen Requisite herabgewürdigt, nur dazu bestimmt, abgestaubt zu werden.

Er sah sich in der Folge von einem nicht minder prächtigen Photographiealbum verdrängt, dessen Polsterdeckel zuweilen eine Spiel-dose barg, die den Eintritt zur Genealogie des Hauses lieblich beklimperte. Merkwürdig, daß man von alledem bei Oberamtmanns nichts gewahrte. Die gesamte Einrichtung erhob freilich den Anspruch auf wirkliche „Fürnehmheit“, wollte man der Medizin alrätin recht geben. Glücklicherweise war sie selber, wie man weiß, durchaus inkonsequent.

Glücklicherweise, sage ich, denn bei allem Respekt vor dem Lampenschirm zitterte man innerlich vor der Zumutung, seine Albums, Goldfischbassins und Matratzenbuclets so wie nichts die nichts zum alten Eisen zu werfen. Nein, lieber wollte man lesen und wieder lesen, was Gott verboten und die Medizinalrätin empfohlen hatte, um hernach so gebildet darüber zu sprechen wie sie oder gar sich so tiefinnig ausschweigen zu dürfen wie die Frau Oberamtsrichter.

Die hatte es freilich gut, durfte es beim Niden und Naserümpfen belassen, wo andere sich die Köpfe zermarterten. Und warum? Weil sie im Geruch stand, Dinge zu wissen, die kein Mensch ohne weiteres nachprüfen konnte, weil sie eben das „prae“ hatte. Aber das versteht man eben heutzutage unter Bildung,“ eiferte die Direktorin auf dem Heimweg, „daß man nie dahinterkommt. Haben Sie das Gesicht gesehen?“

„Na, und ob,“ lüchelte die Apothekerin, meinte aber die Polarsonne, auf die sie seit dem türkischen Abend besonders geladen war. Mußte sie doch nachträglich erfahren, daß diese Frau sich erdreistete, das Arrangement mit Harun al Raschid als ihre eigene Idee auszugeben.

„Aber es ist nur gut,“ setzte sie zur eigenen Beruhigung hinzu, während sie den Hansschlüssel aus dem Pompadour langte, „wer nicht schon wußte, wohin sie mit ihrem geistreichen Getue zielte, dem wurde es den Abend klar, als sie den Oberamtmann aus Klavier löste und nicht satt wurde, seinen Anschlag zu bewundern, als gäbe es auf der ganzen Welt so was nicht mehr.“ „Ach der Anschlag,“ wagte die Notarin einzuwerfen, denn sie gedachte voll Mutterstolz ihrer Klavierschlagenden Fanny. „Anschlag hin, Anschlag her,“ gab die Kleine zurück, und die Direktorin, als erriete sie ihre Gedanken, fiel ein: „Es spielt ein jedes auf seine Manier, und sie spielt.“

„Die unverständene Frau,“ schrie die Apothekerin, daß es durch die Straße hallte. Man steckte die Köpfe zusammen und trippelte auf dem kalten Pflaster herum.

„Haben Sie bemerkt, wie sie die Augen niederschlug, als sie ausführte: Gerade hochstehende Menschen kommen leicht in Gefahr, vom Wege der Ordnung abzuweichen und Dinge zu tun, die von der Gesellschaft beurteilt werden?“

„So wie diese Stiftsdame,“ ergänzte die Notarin, um auch etwas zu sagen.

„Ich bitte Sie,“ fuhr die Direktorin fort, „wo kämen wir da hin? Und wie sie weiter meinte: Wer einmal erkannt hat, daß er in geistigen Ketten seufzt, der — na zum Glück kam gerade die Lina mit dem griechischen Wein, dem ich mein Kopfschmerz danke, und gleich darauf der Oberamtmann.“

Es entstand eine Pause, welche die verlorene Apothekerin mit dem Seufzer abtat: „Gott sei Dank, daß wir es nicht nötig haben, uns an Vorbildern à la Stiftsdame zu erbauen.“

„Aber, weil es einmal zum guten Ton gehört,“ brummte die Direktorin. „Und weil der Oberamtmann so richtig meinte,“ ergänzte die Notarin, „man dürfe heute nicht mehr die Augen schließen wie ein Klostermädchen.“

Die Kleine schob den Schlüssel in die Tür und seufzte: „In Gottesnamen, so macht man halt mit. Aber wissen Sie, was ich heute für meinen Geist noch tue?“ — Die Beiden starrten verständnislos. — „Da lange ich mir aus meinem Bub seinem Schränkchen den Robinson oder Gullivers Reisen, dabei schläft sich so mollig ein.“

Die Direktorin schwieg vor lauter Kopfschmerz, die Notarin aber weil sie auf einmal anders dachte. Ihr Bildungshunger war seit dem Heutigen auf neue Bahnen gelenkt.

„Noblesse oblige,“ sagte sie zu ihrem Eheherrn, als er brummte, weil sie wieder zu wenig Kartoffelsalat gerichtet hatte. Und dann suchte sie dem Kauenden klar zu machen, daß die geistigen Bedürfnisse harmlos über den leiblichen zu stehen hätten und: wenn es damals keine Fontäne sein durfte, so müsse es jetzt ein Bücherschrank werden.

Der Wadere hielt es in solchen Fällen mit seinem Trompeter, dem das Blasen wider jeden Wismut gebrach, ging also ins Kasino und blies, was das Zeug hielt.

Indessen, nicht lange, so merkte man auch dort, wohin der Wind allmählich blies, der seinerzeit mit dem Luxus ausgeräumt hatte. Sogar der lammfromme Kreisdirektor kam eines Tages darüber in Harnisch und meinte: „Nicht genug, nicht genug, daß man auf einmal Buchhändlerrechnungen zu bezahlen bekommt, von denen man sich nichts träumen ließ; schließlich mutet einem die Frau auch noch zu, das Zeug zu lesen.“

„Das ist noch gar nichts,“ warf der Mann der Notarin ein und bestellte eine Halbe. Da erzählte der Bürgermeister, nebenbei Wachs-fabrikant, das Christkindle habe ihm statt der ersehnten Schlummerrolle „Seines sämtliche Werke“ besorgt.

„Das ist noch gar nichts,“ brummte Christoph, indem er seine Pfeife stopfte. — „Und meine Frau fängt jetzt auch damit an,“ bedeutete der Apotheker, „frägt mich heute überm Essen, was ich von l'Arrabiata halte.“ — Die Andern staunten, dem Notar gab es einen Rud. „Ist das von dem Kerl, wie heißt er, dem Kerl mit dem Bier-namen?“

„Byron meinen Sie, nein in dem Fall heißt er Heise,“ gab stolz der Apotheker zurück, was den Vorigen jedoch nicht beruhigte. „Der, den er meine, habe mehr geschrieben als der Schiller, sei aber kein Deutscher.“

Schon leuchtete der Apotheker auf. „Vielleicht Schätzpfer?“ frug er noch stolzer; er benutzte die handlichen Hände aus dem Nach-laf seines Vorgängers zuweilen als Pflanzenpresse.

„Ja, so heißt er.“ — Mehr war aus dem Wadere nicht herauszubringen. Er zahlte bald und ging.

Die Hinterbliebenen aber gedachten in Wehmut früherer Zeiten, wo die Gattinnen weniger anstrengende Bedürfnisse hegten. Und da kam ihnen Christoph auf einmal als Sündenbock gelegen. Warum hat er damals die Fontäne nicht angeschafft? — Da lag der Has im Pfeffer.

Alsmal einen Luxus muß man den Frauen schon gönnen; schließlich hatte man selber seinen Spaß daran gehabt, aber jetzt?

Ja, jetzt herrschte eben der Lampenschirm.

Die Apothekerin hatte wieder den guten Einfall gehabt, ihn zu ihrem Kränzchentag auszubitten, und so wogte noch nach Jahren von dem seligen Moment, wo sie von der gerührten Mätin dafür umarmt worden war.

Von da ab wanderte der Lichtwahrer von Haus zu Haus, anfeuernd und Segen spendend, bis ein neuer Amtsvorstand, ein unverbesserlicher Hagestolz ins Städtgen kam.

Unter seiner Agide zerfiel der Klub der Lampenschirmer, dieweil das Kasino einen ungeahnten Aufschwung erleben durfte.